

Beiheft zur

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE
PHILOGOLOGIE

Schreibarten im Umbruch

Stildiskurse im 18. Jahrhundert

Herausgegeben von

EVA AXER, ANNIKA HILDEBRANDT und KATHRIN WITTLER

ESV ERICH
SCHMIDT
VERLAG

100 Jahre



BEIHEFTE
ZUR ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben von

Norbert Otto Eke · Michael Elmentaler · Udo Friedrich · Eva Geulen ·

Monika Schausten · Hans-Joachim Solms

23

Schreibarten im Umbruch

Stildiskurse im 18. Jahrhundert

Herausgegeben von

Eva Axer, Annika Hildebrandt und Kathrin Wittler

ERICH SCHMIDT VERLAG

Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter
<https://ESV.info/978-3-503-23787-6>

DOI <https://doi.org/10.37307/b.978-3-503-23788-3>



Dieses Werk ist lizenziert unter der
Creative-Commons-Attribution-Non-Commercial-NoDerivates 4.0 Lizenz
(BY-NC-ND).

Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung
und keine kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen finden Sie unter
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.en>

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 536380604 –
und den Open-Access-Publikationsfonds
für Monografien der Leibniz-Gemeinschaft.

Gedrucktes Werk: ISBN 978-3-503-23787-6

eBook: ISBN 978-3-503-23788-3

Alle Rechte vorbehalten

© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2024
www.ESV.info

Die Nutzung für das Text und Data Mining ist ausschließlich
dem Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG vorbehalten.
Der Verlag untersagt eine Vervielfältigung gemäß § 44b UrhG ausdrücklich.

Satz: Satz-Rechen-Zentrum Hartmann + Heenemann, Berlin

MUSTERBRIEFE IM UMBAU. SYNTAKTISCHE REFLEXE SICH WANDELNDER STILKONZEPTE IN BRIEFSTELLERN DES 18. JAHRHUNDERTS

Marko Neumann, Gießen

Abstract:

Im vorliegenden Beitrag geht es um die Frage, wie sich Natürlichkeit als ein zentrales Stilkonzept im 18. Jahrhundert auf die syntaktische Gestaltung von Texten ausgewirkt hat. Grundlage der empirischen Untersuchung sind neunzig Musterbriefe, die aus drei Ausgaben des Schröter'schen Briefstellers (¹1743, ⁷1767, ⁸1785) stammen und die im Sinne der ‚neuen‘ Stilauffassungen überarbeitet wurden. Die Briefe zeigen unter anderem einen Rückgang in der Satzkomplexität, eine Aufwertung der Selbstreferenz und eine verstärkte Einbindung mündlichkeitsnaher Strukturen.

This article deals with the question of how naturalness as a central stylistic concept affected the syntactic design of texts in the eighteenth century. The empirical study is based on ninety sample letters taken from three editions of Schröter's "Briefsteller" (¹1743, ⁷1767, ⁸1785), which were revised according to the 'new' stylistic concepts. The letters show, among other things, a decrease in sentence complexity, an increase of self-reference and a greater integration of structures associated with orality.

Das in sprachreflexiven Werken des 18. Jahrhunderts vielfach erörterte Konzept der Natürlichkeit wird von der Forschung im Allgemeinen als eine rationalistische Gegenbewegung zum überladenen, komplizierten Barock- und Kanzleistil aufgefasst.¹ Auch wenn das sprachliche Konzept an sich wesentlich älter ist,² avancierte die natürliche Schreibart in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem

¹ Vgl. z. B. Peter von Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert, 2. Aufl., Berlin, Boston 2013, S. 35–36, S. 108–109, S. 336–337. Kritisch zur Konstituierung solcher Epochenstile vgl. Gotthard Lerchner: *Stilideale literarischer Epochen, Epochenstile und Sprachstilgeschichte*. Trivialisierungstendenzen in der deutschen Briefkultur des 18./19. Jahrhunderts, in: *Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte. Über Epochen-, Gattungs- und Autorenstile*, hg. v. Ulla Fix, Hans Wellmann, Heidelberg 1997, S. 41–54.

² Vgl. Wolf-Dieter Stempel: ‚Natürliches‘ Schreiben – Randbemerkungen zu einer stilkritischen Konjunktur im 16. Jahrhundert, in: *Sprache, Bewußtsein, Stil*. Theoretische und historische Perspektiven, hg. v. Daniel Jacob, Thomas Krefeld, Wulf Oesterreicher, Tübingen 2005, S. 135–154; Andreas Gardt: Natürlichkeit. Eine strukturelle und pragmatische Kategorie der Sprachnormierung in Texten der frühen Neuzeit, in: *German Life and Letters* 61, 2008, S. 404–419. Zur Natürlichkeit in der scholastischen Sprachtheorie des Mittelalters vgl. Ludger Kaczmarek: Natürlichkeit. Anmerkungen zu einer Geschichte der Sprachtheorie, in: *Zur Theorie und Methode der Geschichtsschreibung der Linguistik. Analysen und Reflexionen*, hg. v. Peter Schmitter, Tübingen 1987, S. 224–237. Zur antiken Dialektik von *ars* und *natura* vgl. Heinrich Lausberg: *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*, 4. Aufl., Stuttgart 2008, S. 45–46.

bedeutenden „Stilprinzip“ oder „Stilideal“,³ das nach Ansicht der älteren Forschung nicht nur die literarische Prosa, sondern die gesamte deutsche Schriftsprache prägte.⁴ Als eine wichtige Vermittlungsinstanz zwischen der literarischen und der Alltagssprachlichen Welt im 18. Jahrhundert werden Briefsteller betrachtet.⁵

Briefsteller sind Lehr- und Musterbücher zum Abfassen von Briefen; sie enthalten in der Regel einen Anleitungsteil mit theoretischen Grundlagen zum Briefeschreiben und eine Musterbriefsammlung mit Beispielen für die Praxis.⁶ Reinhard Nickisch hat anhand eines umfangreichen Briefstellerkorpus zum 17. und 18. Jahrhundert verschiedene in der Geschichte der Epistolografie wirksame Stilprinzipien herausgearbeitet. Er betont, dass das Natürliche – mit unterschiedlichen Stoßrichtungen – bereits von Kaspar von Stieler (1673), Christian Weise (1691), August Bohse (1697), Christian Friedrich Hunold (1704) und Benjamin Neukirch (1709) thematisiert wurde; zu einer „große[n] Reform des deutschen Briefstils“ kam es aber erst durch die Schriften Christian Fürchtegott Gellerts (1742 und 1751) und Johann Christoph Stockhausens (1751).⁷ Dabei verstanden die Reformer unter Natürlichkeit keinesfalls die genaue Nachbildung der „naturhaft-zwanglosen Redeweise“ eines beliebigen Sprechers, sondern eine Schreibart nach dem Vorbild der gepflegten, urbanen Umgangssprache gebildeter Kreise.⁸ Es handelte sich mithin um eine ‚korrekte‘, ‚kultivierte‘, ‚poetisierte‘ oder ‚schöne‘ Natürlichkeit.⁹

³ Zum Begriff der Stilprinzipien vgl. Bernhard Sowinski: *Stilistik. Stiltheorien und Stilanalysen*, 2. Aufl., Stuttgart, Weimar 1999, S. 77: „Man versteht darunter Grundsätze oder Zielvorstellungen, nach denen sich die Stilgestaltung richten sollte.“ Zur Entwicklung des Stilbegriffs im 17. und 18. Jahrhundert vgl. Anke Schmidt-Wächter: *Die Reflexion kommunikativer Welt in Rede- und Stillehrbüchern zwischen Christian Weise und Johann Christoph Adelung*, Frankfurt/Main u. a. 2003, S. 145–157.

⁴ Vgl. Eric A. Blackall: *Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775*, Stuttgart 1966, S. 110–156; Reinhard M. G. Nickisch: *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1474–1800)*, Göttingen 1969, S. 218 und S. 238.

⁵ Vgl. ebd., S. 240; Lerchner [Anm. 1], S. 45.

⁶ Vgl. Markus Schiegg: *Briefsteller*, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. a., Berlin, Boston 2020, S. 276–281.

⁷ Nickisch [Anm. 4], S. 158–183, S. 218–219. Vgl. auch Yulia Mevissen: „Ein galanter mensch muß in allem seinen thun natürlich seyn“. Zur Natürlichkeit als epistolarem Stilprinzip vor und bei Gellert, in: *Daphnis* 50, 2022, S. 347–372.

⁸ Nickisch [Anm. 4], S. 218. Gellert schließt hier an Gottsched an, dessen Vorstellung von Natürlichkeit durch französische Vorbilder wie die *Art poétique* von Boileau (1674) geprägt war. Vgl. ausführlich Rafael Arto-Haumacher: *Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur*, Wiesbaden 1995, S. 199–203.

⁹ Zu weiteren Umschreibungen vgl. Nickisch [Anm. 4], S. 175. In dem begrifflichen Überangebot spiegelt sich zu einem gewissen Grad die inhaltliche Unschärfe des Konzepts wider.

Während Nickisch die Natürlichkeit anderen Stilprinzipien wie Deutlichkeit, Kürze, Angemessenheit und Lebendigkeit zur Seite stellt und sie somit als gleichrangig einstuft, ist die jüngere Forschung eher geneigt, Natürlichkeit als ein übergeordnetes Stilprinzip zu betrachten, das verschiedene Teilprinzipien beinhaltet.¹⁰ Diese Sichtweise wird insofern durch die Quellen gestützt, als der Ausdruck *natürlich* – je nach Zeit und Autor – immer auch mithilfe anderer stilistischer Kategorien (z. B. *deutlich, klar, lebendig, locker, üblich, ungezwungen, verständlich*) umschrieben wird.¹¹ Eine streng systematische Abgrenzung ist daher weder möglich noch war sie von den Zeitgenossen intendiert. Hinzu kommt, dass die aus den stilistischen Kategorien abgeleiteten Anweisungen oft ungenau waren und einander sogar widersprechen konnten.¹² Marek Konopka weist etwa darauf hin, dass sich in der Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts Befürworter der älteren komplexen Schreibart und Befürworter der jüngeren einfachen Schreibart gleichermaßen auf Prinzipien der Deutlichkeit und Verständlichkeit beriefen.¹³ Die Nutzerinnen und Nutzer von Briefstellern, denen eine Vertrautheit mit dem Umgangston der gebildeten Kreise sicherlich nicht pauschal unterstellt werden kann, dürften diese Vagheiten als unbefriedigend empfunden haben. Schließlich standen sie vor der sehr konkreten Aufgabe, einen Brief Wort für Wort zu formulieren und das Natürlichkeitsideal dabei auf allen sprachlichen Ebenen umzusetzen.

Aus linguistischer Sicht stellt sich daher die Frage, welche sprachlichen Merkmale das Natürlichkeitsideal im 18. Jahrhundert genau beförderte. Angesichts der unterschiedlichen Begriffsvorstellungen kann eine Untersuchung dieser Frage freilich keinen allgemeinen Gültigkeitsanspruch erheben, sie muss stets am Einzeltext ansetzen. Die vorliegende Fallstudie wählt dabei einen empirischen

¹⁰ Vgl. Bernhard Asmuth: Stilprinzipien, alte und neue. Zur Entwicklung der Stilistik aus der Rhetorik, in: *Stil – Stilistik – Stilisierung. Linguistische, literaturwissenschaftliche und didaktische Beiträge zur Stilforschung*, hg. v. Eva Neuland, Helga Bleckwenn, Frankfurt/Main u. a. 1991, S. 23–38. Als „eine Art Superprinzip und -ideal“ wird Natürlichkeit bezeichnet bei Juliane Schröter: *Offenheit. Die Geschichte eines Kommunikationsideals seit dem 18. Jahrhundert*, Berlin, New York 2011, S. 143.

¹¹ Zum lexikalischen Umfeld von *natürlich* vgl. Asmuth [Anm. 10], S. 30; Gardt [Anm. 2], S. 416; Schröter [Anm. 10], S. 120, S. 136. Vgl. ferner Oskar Reichmann: *Die Konzepte von ‚Deutlichkeit‘ und ‚Eindeutigkeit‘ in der rationalistischen Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts*, in: *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, hg. v. Andreas Gardt, Klaus J. Mattheier, Oskar Reichmann, Tübingen 1995, S. 169–197, hier: S. 174.

¹² Vgl. Susanne Ettl: *Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation. Briefsteller von 1880 bis 1980*, Tübingen 1984, S. 39–40 und Sowinski [Anm. 3], S. 77.

¹³ Vgl. Marek Konopka: *Syntaxtheorie und Sprachpraxis im 18. Jahrhundert*, in: *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000: Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert*, hg. v. Peter Wiesinger, Bern u. a. 2003, S. 299–304, hier: S. 300–301.

und produktionsorientierten Zugang,¹⁴ indem erstmals Musterbriefe zur Analyse herangezogen werden. In Musterbriefen kommen die spezifischen Stilideale des Produzenten unmittelbar zum Ausdruck; die natürliche Schreibart wird in ihrer tatsächlichen Realisierung erfahrbar und muss nicht (allein) mithilfe metasprachlicher Aussagen rekonstruiert werden.¹⁵ Die Studie beschränkt sich auf syntaktische Implikationen des Natürlichkeitsideals. Dies erscheint insofern gerechtfertigt, als sich Prosastile maßgeblich in der Syntax manifestieren und gerade der Beitrag der Syntax zur diachronen Stilforschung bislang eher gering ist.¹⁶

Wenn nach syntaktischen Reflexen eines veränderten Stilideals gefragt wird, ist zunächst das Verhältnis von Stil(wandel) und Syntax(wandel) zu bedenken.¹⁷ Als eine „Globalkategorie, die sich auf alle Ebenen des Sprachsystems bezieht“, schließt Stil selbstverständlich mehr ein als nur die Syntax, nämlich etwa auch die Wortbildung, die Lexik und den Text.¹⁸ Umgekehrt sind aber nicht alle Merkmale der Syntax automatisch auch stilistisch relevant. So ist etwa die Stellung des definiten Artikels vor dem Bezugsnomen ab einem bestimmten Zeitpunkt in der Sprachgeschichte des Deutschen als Regel festgelegt und kann stilistisch nicht mehr produktiv genutzt werden.¹⁹ Grundlage von Stil(wandel) ist also das Nebeneinander unterschiedlicher, semantisch invarianter Ausdrucksmöglichkeiten, aus denen mit stilistischer Absicht und Wirkung ausgewählt werden kann.²⁰

¹⁴ Vgl. Bernd Spiller: Stil, in: Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft, hg. v. Ulrich Ammon u. a., 2. Aufl., Berlin, New York 2004, S. 206–216, hier: S. 210–212.

¹⁵ Zum Mangel an empirischen Untersuchungen in der modernen Stilforschung vgl. z. B. Sowinski [Anm. 3], S. 70. Spiller [Anm. 14], S. 212–213 kritisiert: „Gemeinhin werden nur antagonistische Stiltendenzen unterschieden, z. B. *Nominalstil* vs. *Verbalstil* [...]. Die meisten dieser Termini entstammen der literaturwissenschaftlichen Interpretation und entbehren bislang ebenso wie die häufig genannten Stilprinzipien [...] einer linguistischen Beschreibung.“

¹⁶ Vgl. Anne Betten: Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Tübingen 1987, S. 2; Hans-Werner Eroms: Syntax und Stilistik, in: Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, hg. v. Joachim Jacobs u. a., Berlin, New York 1995, S. 1528–1545, hier: S. 1528.

¹⁷ Vgl. allgemein Ingo H. Warnke: Stilwandel und Sprachwandel, in: Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung, hg. v. Ulla Fix u. a., Berlin, New York 2009, S. 1381–1395.

¹⁸ Ebd., S. 1382.

¹⁹ Vgl. Eroms [Anm. 16], S. 1539.

²⁰ Vgl. Spiller [Anm. 14], S. 207. Wichtig zu betonen ist, dass syntaktischer Wandel nicht per se stilistisch motiviert ist. Es erscheint daher problematisch, wenn Gardt [Anm. 2], S. 415–416 allgemeine Syntaxtendenzen im 18. Jahrhundert ohne empirischen Nachweis auf die Durchsetzung des Natürlichkeitsprinzips zurückführt. Eine differenzierte Einschätzung zu den Auswirkungen stilistischer Forderungen präskriptiver Grammatiker findet sich bei Marek Konopka: Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert, Tübingen 1996, S. 230–232.

In der linguistischen Forschung ist die Auffassung von Stil als Ergebnis einer Wahl ein unangefochtenes Postulat.²¹ Gängig ist auch die Sichtweise, dass der Wahlakt mit zwei gegensätzlichen Intentionen erfolgen kann: zum einen „kollektiv-normeinhaltend“, d. h. Ausdrücke werden im Einklang mit Normen, Mustern und Konventionen gewählt, sodass ein stilistisch einheitliches Ganzes entsteht; zum anderen „individuell-normdurchbrechend“, d. h. Ausdrücke werden mit dem Ziel der Abweichung vom Erwarteten gewählt, um bestimmte Stileffekte zu erreichen.²² Während sich das kollektiv-normeinhaltende Stilverständnis im gehäuftem Auftreten bestimmter Gebrauchsweisen zeigt und daher durch Frequenzanalysen ermittelt werden kann, äußert sich das individuell-normdurchbrechende Stilverständnis gerade im seltenen Auftreten bestimmter (z. B. veralteter) Ausdrücke.²³ Zur Charakterisierung der natürlichen Schreibart erscheint es sinnvoll, beide Ebenen im Blick zu behalten und sowohl nach dem syntaktischen ‚Normalfall‘ als auch nach syntaktischen Besonderheiten zu fragen. Um sicherzustellen, dass die syntaktischen Merkmale wirklich das Natürlichkeitsideal kennzeichnen, ist es außerdem zweckmäßig, die Untersuchung kontrastiv anzulegen.

I. Untersuchungsgegenstand: Schröters Briefsteller

Als Untersuchungsgegenstand eignet sich besonders der im Lauf des 18. Jahrhunderts neunmal herausgegebene Briefsteller von Chrysostomus Erdmann Schröter.²⁴ Gemessen am Ausmaß der vorgenommenen Änderungen können drei Bearbeitungsstadien unterschieden werden (1: ¹1743; 2: ²1745 bis ⁷1767; 3: ⁸1785 [bis ⁹1792]). Von der ersten zur zweiten Ausgabe erfolgte eine starke Überarbeitung der Musterbriefe. Insbesondere die sprachlichen Eingriffe sind als massiv zu bezeichnen (Inhalt, Adressat und Schreiber blieben im Wesentlichen konstant, sodass man die Ausgangstexte durchaus noch wiedererkennen kann). Zu den Gründen der Umarbeitung wurden keine Angaben gemacht. Der Theorieteil wurde nicht verändert. Trotz der genannten Eingriffe sind sämtliche

²¹ Vgl. Hans-Werner Eroms: *Stil und Stilistik. Eine Einführung*, 2. Aufl., Berlin 2014, S. 23. Kritisch dazu Johannes Anderegg: *Literaturwissenschaftliche Stilauffassungen*, in: *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*, hg. v. Ulla Fix u. a., Berlin, New York 2009, S. 1076–1092, hier: S. 1083–1084.

²² Eroms [Anm. 16], S. 1529–1530. Vgl. auch Eroms [Anm. 21], S. 14 und S. 30.

²³ Eroms [Anm. 16], S. 1537.

²⁴ Der Briefsteller ist von der linguistischen Forschung bisher kaum betrachtet worden. Vgl. nur Gerhart Wolff: *Sprach- und Stilpflege in Briefstellern aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: *Stil und Stilwandel*, hg. v. Ulla Fix, Gotthard Lerchner, Frankfurt/Main u. a. 1996, S. 395–409. Die einzelnen Ausgaben des Briefstellers sind dokumentiert bei Nickisch [Anm. 4], S. 295 und Herbert E. Brekle u. a.: *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke*, Bd. 7, Tübingen 2001, S. 409–412. Die Ausgabe von 1792 konnte nicht eingesehen werden.

Ausgaben bis 1767 zu den oft von Kanzleischreibern verfassten „konservativen Briefbüchern“ zu zählen.²⁵ Johann Christoph Stockhausen greift diese Ratgeber in der Einleitung seines eigenen Briefstellers von 1753 frontal an:

Die Deutschen haben bisher mehr Lehrer im Briefschreiben, als gute Muster gehabt. Ich nenne diejenigen, die mir bekannt sind, und die meisten sind mir nur nach dem Titel bekannt; als [...] *Schröters* Briefsteller etc. Darf ich mein Urtheil über alle diese Bücher sagen, wenn ich nicht für neidisch gehalten werde; so glaube ich, daß sie alle mehr den Geschmack verderben, als bessern und reinigen können, und daß man die Jugend nicht genug davor hüten könne, mit ihnen vertraut zu werden.²⁶

Im Vorwort der Schröter-Ausgabe von 1785 nimmt der anonyme Bearbeiter diese Kritik auf und schreibt:

Seit der Erscheinung des Schröterischen Briefstellers hat sich Sprache, Geschmack und Kultur der Deutschen so sehr geändert, daß man jetzt die ältern Ausgaben dieses Buches unmöglich als Muster anempfehlen kann, so vielen Dank auch der Herr Verfasser damals verdiente, als er es schrieb. Eine völlige Umarbeitung war also schlechterdings nöthig, wenn die gegenwärtige Auflage brauchbar werden sollte. [...] Dies einzige kann der Verfasser nicht unerinnert lassen, daß er bei seiner Arbeit die Schriften eines Adellung, Bolte, Haynatz, Moriz, Stockhausen, Gellerts und anderer benutzt hat [...].²⁷

In dieser Ausgabe sind nun nicht nur die Musterbriefe ganz neu zusammengestellt, auch der theoretische Teil mit den metasprachlichen Vorgaben wurde völlig umgearbeitet. Das stilistische Prinzip, nach dem die Musterbriefe verfasst sind, wird hier klar benannt: „Die Schreibart muß [...] *natürlich* seyn“.²⁸ Insgesamt bietet der Schröter'sche Briefsteller somit die Möglichkeit, den Wandel vom älteren, an der Kanzleisprache orientierten Briefstil zur neueren, natürlichen Schreibart anhand eines einzigen Werks zu untersuchen.²⁹

Für die Analyse wurden je 30 Musterbriefe aus den Ausgaben von 1743, 1767 und 1785 ausgewählt. Es handelt sich dabei um Glückwunsch-, Beileids-

²⁵ Wolff [Anm. 24], S. 400. Zum Leben des Autors liegen keine gesicherten Informationen vor; laut Titelblatt von 1745 war Schröter königlich-kurfürstlich sächsischer Amtschreiber. Ob Schröter auch der Bearbeiter der Ausgabe von 1745 war, ist unklar.

²⁶ Johann Christoph Stockhausen: Grundsätze wohleingerichteter Briefe [...], 2. Aufl., Helmstädt 1753, S. 2–3. Hervorh. i. O.

²⁷ Chrysostomus Erdmann Schröter: Schröters Briefsteller neu umgearbeitet, 8. Aufl., Leipzig 1785, Vorrede.

²⁸ Ebd., S. 125. Hervorh. i. O.

²⁹ Dass Musterbriefe an den aktuellen Sprachgebrauch angepasst wurden, ist an sich nicht ungewöhnlich und lässt sich auch noch im 19. Jahrhundert belegen. Vgl. Marko Neumann: Soldatenbriefe des 18. und 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Syntax und Textstruktur in der Alltagsschriftlichkeit unterschiedlicher militärischer Dienstgrade, Heidelberg 2019, S. 71. Die im vorliegenden Kontext zu beobachtenden Änderungen sind allerdings als tiefgreifend zu betrachten.

Einladungs- und Entschuldigungsschreiben, also primär um Briefe des privaten Handlungsbereichs.³⁰ Bei der Auswahl wurde darauf geachtet, dass die Briefe der Ausgaben von 1743 und 1767 einander direkt entsprechen; bei der Ausgabe von 1785 wurde auf thematische und adressatenspezifische Übereinstimmung geachtet.³¹ Die fiktiven Briefpartner stehen in einem eher symmetrischen Beziehungsverhältnis zueinander (Familie, Freunde, Bekannte) und stammen überwiegend aus gebildeten Gesellschaftsschichten (Kaufleute, Geistliche, Amtspersonen).³²

Die Briefe wurden in zentralen Bereichen der Syntax (Satzkomplexität, Satztypen, Wortstellung) umfassend analysiert.³³ In der folgenden Befunddarstellung geht es allerdings nicht um eine vollständige und lückenlose Aufbereitung der Analysedaten; vielmehr werden auffällige Befunde nach thematischen Schwerpunkten gebündelt und in fünf Abschnitten nacheinander präsentiert. Vorgaben aus den theoretischen Abschnitten der Briefsteller werden punktuell einbezogen; die meisten syntaktischen Veränderungen blieben von den Briefstellern jedoch unkommentiert.

II. Reduktion der Satzkomplexität

Das vielleicht auffälligste Merkmal der älteren Kanzleisyntax ist der komplizierte Periodenstil, der sich durch das gehäufte Auftreten komplexer, verschachtelter Satzgefüge auszeichnet.³⁴ Die Musterbriefe der Ausgaben von 1743 und 1767 weisen eine solche syntaktisch-stilistische Prägung auf; es gibt sogar

³⁰ Zur Entstehung der Musterbriefe heißt es bei Schröter [Anm. 27] in der Vorrede: „Die als Beispiele aufgestellten Briefe sind theils wirkliche Originale, theils Erdichtungen, theils aus andern Büchern entlehnt.“

³¹ Die untersuchten Briefe finden sich nacheinander auf folgenden Seiten: Chrysostomus Erdmann Schröter: Allzeitfertiger, und auf allerley Fälle gerichteter Briefsteller [...], Leipzig 1743, S. 154–165, S. 167–171, S. 173–183; Chrysostomus Erdmann Schröter: Allzeitfertiger und auf allerley Fälle gerichteter Briefsteller [...], 7. Aufl., Naumburg, Leipzig 1767, S. 178–184, S. 185–190, S. 192–194, S. 196–198, S. 199–207; Schröter [Anm. 27], S. 187–189, S. 190–194, S. 197–200, S. 207–208, S. 210–211, S. 213, S. 228–230, S. 243–244, S. 245–246, S. 249–250, S. 322–326, S. 327–329, S. 499–500, S. 505–506, S. 513.

³² Dies spricht letztlich wohl eher gegen die These Wolffs [Anm. 24], S. 404, dass das Zielpublikum des Schröter'schen Briefstellers die weniger gebildeten Schichten waren. Allgemein zum Adressatenwandel von Briefstellern des 18. Jahrhunderts vgl. Schiegg [Anm. 6], S. 279–280.

³³ Das Korpus umfasst insgesamt 12.408 Wörter (1743: 3.726 Wörter; 1767: 3.722 Wörter; 1785: 4.960 Wörter). Die Anrede am Briefbeginn und die Orts- und Datumsangabe wurden bei der Analyse nicht berücksichtigt. Das Vorgehen bei der Bestimmung der syntaktischen Einheiten orientiert sich an Neumann [Anm. 29], S. 163–173.

³⁴ Zum Periodenbegriff im 18. Jahrhundert vgl. Konopka [Anm. 20], S. 72–74; Johannes Schwitalla: Komplexe Kanzleisyntax als sozialer Stil. Aufstieg und Fall eines sprachlichen Imponierhabitus, in: Soziale Welten und kommunikative Stile, hg. v. Inken Keim, Werner Kallmeyer, Tübingen 2002, S. 379–398.

Briefe, die aus nur einer einzigen, in sich gestaffelten Periode bestehen.³⁵ Die umfangreichste Periode (mit 112 Wörtern und 12 Teilsätzen) stammt aus einem Kondolenzschreiben von 1743:

(1) Nachdem aber alles, was GOtt thut, wohlgethan ist, wie er denn Dero Fr. Ehegenoßin vielleicht, wie überhaupt aus dieser bösen Welt, also besonders einen ihr etwa aufstossenden schweren Creutz und Unglück entrissen, und aus diesem Thränenthal in den ewigen Freudensaal versetzt; *Also bitte*, diese harte Heimsuchung mit christlicher Gelassenheit für den heiligen und erforschlichen Willen GOTTes zu erkennen, und zu erwägen, wie Ihro Fr. Liebste nunmehr nach ihrem sel. Hintritt zu dem Genuß aller unaussprechlichen Freude und Wonne gelanget, da Sie [sic] unter dem seligen Anschauen des dreyeinigen GOTTes, in Gemeinschaft aller heiligen Engel, triumphiret, und ein Heilig, Heilig, Heilig ist der HErr, nach dem andern anstimmet; Können Sie ihr das wohl mißgönnen? (1743, S. 168)³⁶

Das Charakteristische des Periodenbaus, das hier auf die Spitze getrieben wurde, ist der zentral gestellte, meist kurze Hauptsatz („Also bitte“), dem mehrere abhängige Sätze voran- und nachgestellt sind.³⁷ Die abhängigen Sätze sind häufig koordinativ miteinander verbunden und/oder enthalten weitere abhängige Sätze. Wladimir Admoni bezeichnet solche SatzbaufORMen als „zentrierte“ Kompositionstypen, die kognitiv schwieriger zu verarbeiten sind als etwa „abperlende“ Kompositionstypen, bei denen der Hauptsatz am Ganzsatzbeginn steht und die Nebensätze ihm nachfolgen.³⁸ Die syntaktische Komplexität kann durch den Gebrauch bestimmter verdichtend wirkender Konstruktionen (z. B. afinitiver Nebensätze) verstärkt werden.

³⁵ Das sind Schröter 1743 [Anm. 31], S. 163 und Schröter 1767 [Anm. 31], S. 188.

³⁶ Belege aus dem Korpus werden hier und im Folgenden durch das Erscheinungsjahr der Ausgabe und die Seite mit der Belegstelle ausgewiesen. Hervorhebungen durch Kursivierung stammen vom Verfasser des vorliegenden Beitrags und dienen zur Veranschaulichung inhaltlicher Aussagen.

³⁷ In der Ausgabe von 1743 sind die Vordersätze grafisch meist deutlich vom Hauptsatz separiert (durch Semikolon oder Doppelpunkt und Folgemajuskel); diese starke Markierung wird schon in der Ausgabe von 1767 vollständig durch Komma und Minuskel ersetzt.

³⁸ Wladimir Admoni: Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich des neuhochdeutschen Satzgefüges (1470–1730). Ein Beitrag zur Geschichte des Gestaltungssystems der deutschen Sprache, Berlin 1980, S. 35–36. Vgl. auch Simon Pickl: Gesamtsatzstrukturen zwischen online- und offline-Verarbeitung. Syntaktische Progression und Regression am Beispiel historischer deutscher Predigten, in: Textkohärenz und Gesamtsatzstrukturen in der Geschichte der deutschen und französischen Sprache vom 8. bis zum 18. Jahrhundert, hg. v. Delphine Pasques, Claudia Wich-Reif, Berlin 2020, S. 145–172.

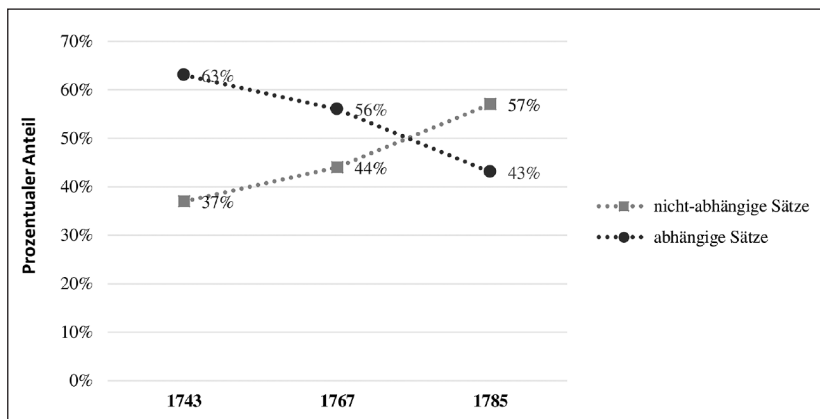


Abb. 1: Verhältnis der abhängigen zu den nicht-abhängigen Sätzen in den Musterbriefen

Im Zuge der Musterbriefbearbeitungen wurde der komplexe Periodenstil gelockert. Dies spiegelt sich am eindrucklichsten im Verhältnis der abhängigen zu den nicht-abhängigen Sätzen wider (Abb. 1).³⁹ In den Musterbriefen von 1743 stehen sich abhängige und nicht-abhängige Sätze im Verhältnis von etwa zwei zu eins zugunsten der abhängigen Sätze gegenüber. Es besteht also eine deutliche Tendenz zur Hypotaxe (Unterordnung). In den Briefen von 1767 haben sich die Werte angenähert, wobei die abhängigen Sätze noch immer überwiegen. Erst in der Neubearbeitung von 1785 haben die nicht-abhängigen Sätze die Oberhand gewonnen. Das zeitgenössische Ideal der Natürlichkeit beinhaltet also eine Neigung zu einfacheren, parataktischen Konstruktionen. Der komplexe Periodenbau, der mit einem hohen Planungsaufwand und einer enormen Rezeptionsleistung verbunden war, wurde durch einen durchsichtigeren, verständlicheren Satzbau substituiert. Diese Entwicklung zeichnet sich schon in den Briefen von 1767 ab, obwohl der Kanzlei- oder Kuralstil im Theorieteil dieses Briefstellers noch eine prominente Rolle spielt⁴⁰ und erst in der Ausgabe von 1785 als „dem Briefton nicht angemessen“ getadelt wird.⁴¹

³⁹ Als nicht-abhängige Sätze werden Einfachsätze sowie Hauptsätze in komplexen Sätzen zusammengefasst. Syntaktisch abhängige Sätze sind Nebensätze und nebensatzwertige Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen. Absolute Belegzahlen: nicht-abhängige Sätze (1743: 156; 1767: 177; 1785: 369), abhängige Sätze (1743: 262; 1767: 222; 1785: 278).

⁴⁰ Vgl. Schröter 1767 [Anm. 31], S. 157–159.

⁴¹ Schröter 1785 [Anm. 27], S. 218.

Die weiteren Kennwerte zur Entwicklung der Satzkomplexität bestätigen diesen Befund und geben genauere Einblicke in die Art der stilistisch-syntaktischen Veränderungen (Tab. 1).⁴²

	1743	1767	1785
Ganzsatzlänge (in Wörtern)	Ø 36,2	Ø 31,5	Ø 19,0
Teilsatzlänge (in Wörtern)	Ø 8,9	Ø 9,3	Ø 7,7
Aufbau der Ganzsätze:			
Anteil der Einfachsätze	8 %	8 %	19 %
Anteil der Satzreihen	28 %	25 %	27 %
Anteil der Satzgefüge	64 %	67 %	54 %
Satzreihen:			
Anzahl der Hauptsätze pro Satzreihe	Ø 2,5	Ø 2,4	Ø 2,2
Anteil der Koordinationsellipsen	34 %	21 %	17 %
Satzgefüge:			
Anzahl der abhängigen Sätze pro Satzgefüge	Ø 2,9	Ø 2,0	Ø 1,6
„abperlender“ Kompositionstyp	58 %	69 %	76 %
Anteil koordinierter abhängiger Sätze	47 %	25 %	12 %
Grad der Unterordnung	Ø 1,5	Ø 1,4	Ø 1,3

Tab. 1: Weitere Kennwerte zur Entwicklung der Satzkomplexität in den Musterbriefen

Die Abkehr vom komplexen Periodenstil wird zunächst darin deutlich, dass sich die Länge der Ganzsätze im Untersuchungszeitraum fast halbiert hat. Bei genauerer Betrachtung ist dies vor allem auf die starke Abnahme der abhängigen Sätze pro Satzgefüge, insbesondere der koordinierten abhängigen Sätze zurückzuführen. Auch die Zunahme des „abperlenden“ Kompositionstyps zeigt, dass der für die Kanzleisyntax typische Periodenbau in der Ausgabe von 1785 kaum noch Verwendung fand.

Des Weiteren wurden im Zuge der Musterbriefbearbeitung bestimmte verdichtend wirkende Konstruktionen zurückgenommen. Hierzu zählen Nebensätze ohne finites Verb, d. h. afinite Nebensätze (Bsp. 2), in den Trägersatz eingebettete Infinitivkonstruktionen (Bsp. 3) sowie erweiterte Partizipialattribute (Bsp. 4).⁴³

⁴² Die Analyse geht vom Ganzsatz aus. Unter Ganzsätzen werden inhaltlich, formal und strukturell abgeschlossene Einheiten verstanden. Vgl. Wladimir Admoni: *Historische Syntax des Deutschen*, Tübingen 1990, S. 4–5. Absolute Belegzahlen für den Ganzsatz: 1743: 103; 1767: 118; 1785: 261.

⁴³ Absolute Belegzahlen: afinite Konstruktionen (1743: 28; 1767: 30; 1785: 2), eingebettete Infinitivkonstruktionen (1743: 14; 1767: 10; 1785: 5), erweiterte Partizipialattribute (1743: 31; 1767: 8; 1785: 6).

(2) So hat denn mein treuemeynter Wunsch, den ich vor 9. Monathen bey Ihrer frohen Hochzeit ablegte, glücklich eingetroffen, *indem Eur. Wohl=Edl. Frau Eheliebste vorgestern mit einem lieben Töchtergen niedergekommen.* (1743, S. 158–159)

(3) [...] vollzogen werden soll, wobey denn wir *die vornehme Gegenwart Eur. Hoch=Edl. als unsers hochgeschätzten Herrn Gevatters, und des Bräutigams hochgeehrtesten Herrn Pathens, zu genießen, besonders wünschen:* So ergethet [...]. (1743, S. 174)

(4) Aus Eur. Wohl=Edl. *an mich gütigst abgelassenen* hochgeehrten Invitations-Schreiben habe ich [...] ersehen [...]. (1743, S. 155–156)

Die drei Strukturtypen tragen auf unterschiedliche Weise zur syntaktischen Kondensierung bei, sie stellen ausgesprochen schriftsprachliche Erscheinungen dar.⁴⁴ Ihr Rückgang fügt sich also gut in die allgemeine Tendenz zur Reduktion der Satzkomplexität ein.

Die Stärkung der Parataxe in den Briefen von 1785 zeigt sich nicht nur in einer Abschwächung subordinativer Strukturen, sondern vor allem auch in der häufigeren Nutzung von Einfachsätzen (Tab. 1). Der Anteil der Satzreihen bleibt zwar konstant, innerhalb der Satzreihen treten aber weniger Koordinationselipsen (zusammengezogene Sätze) auf, was wiederum dem Eindruck der Komprimiertheit und Verdichtung entgegenwirkt und auf Veränderungen in der Textkohäsion schließen lässt.

III. Sparsamkeit im Konnektoregebrauch

Unter Kohäsion wird die Herstellung des innertextlichen Zusammenhangs durch explizite, d. h. „an der Textoberfläche direkt zu registrierende“ Mittel verstanden.⁴⁵ Im Folgenden werden nur Verknüpfungen zwischen nicht-abhängigen Sätzen betrachtet, weil damit Aussagen über die Ganzsatzebene hinaus zur – stilistisch besonders relevanten – Ebene des Texts möglich sind.⁴⁶ Die Mittel zur Herstellung solcher Verknüpfungen sind in erster Linie syntaktisch-lexikalischer

⁴⁴ Zu afiniten Konstruktionen vgl. z. B. Karsten Rinas: Afinitive Konstruktionen im Kontext der älteren Rhetorik und Stilistik, in: Sprachwissenschaft 44, 2019, S. 73–109. *Haben* und *sein* im Nebensatz auszulassen, gehört zu den am häufigsten angemahnten Verstößen gegen die Deutlichkeit in Briefstellern des 18. und 19. Jahrhunderts. Vgl. Neumann [Anm. 29], S. 238–244, S. 262–263. Die teilweise widersprüchlichen Forderungen präskriptiver Grammatiker zur Stellung einfacher und erweiterter Infinitivphrasen hat Kopopka [Anm. 20], S. 134–140 aufgearbeitet. Zur Verbreitung erweiterter Partizipialattribute durch den Kanzleistil vgl. Andreas Lötscher: Variation und Grammatisierung in der Geschichte des erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributs des Deutschen, in: Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen, hg. v. Anne Betten, Tübingen 1990, S. 14–28, hier: S. 22–26.

⁴⁵ Eroms [Anm. 21], S. 47.

⁴⁶ Zur Textgebundenheit von Stil vgl. Barbara Sandig: Textstilistik des Deutschen, 2. Aufl., Berlin, New York 2006, S. 4–6; Eroms [Anm. 21], S. 43.

Art (Konjunktionen, Konjunkional- und Präpositionaladverbien, Demonstrativphrasen). In Abbildung 2 ist der Anteil der nicht-abhängigen Sätze, die ein Verknüpfungsmittel aufweisen, dargestellt.

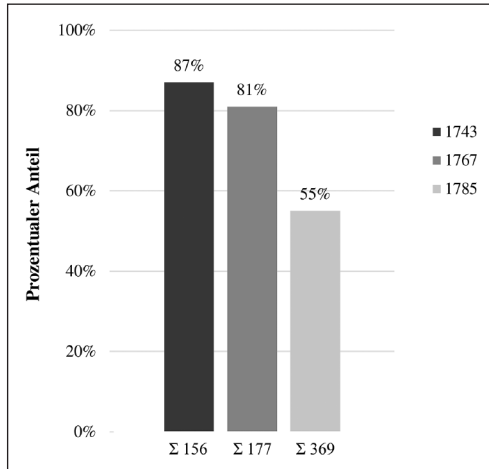


Abb. 2: Häufigkeit von Verknüpfungsmitteln in den Musterbriefen

Verknüpfungsmittel zwischen nicht-abhängigen Sätzen nehmen im Untersuchungszeitraum insgesamt ab. Zwar ist speziell in der Gruppe der Konjunktionen kein Rückgang zu verzeichnen (es treten auf: *und*; seltener *aber*, *denn* und *sondern*; nur 1767 *allein*), die übrigen Verknüpfungsmittel verlieren jedoch – besonders in der Ausgabe von 1785 – stark an Bedeutung. Bei den Präpositionaladverbien (z. B. *dafür*, *darauf*; *hiervon*, *hierbei*, *hierüber*) und bei den nicht als Begleiter, sondern als Stellvertreter von Substantiven gebrauchten Demonstrativa (z. B. *diese*, *das*, *derselbe*) handelt es sich um rein frequenzielle Unterschiede. Bei den Konjunkionaladverbien hat sich dagegen auch das Inventar verkleinert, insbesondere zusammengesetzte, d. h. strukturell gewichtige Adverbien (*alsdann*, *annebst*, *hinwiederum*) wurden schon früh aussortiert.⁴⁷

⁴⁷ Eine ähnliche Tendenz besteht bei Nebensatzeinleitenden Wörtern, ganz besonders in den Kausalsätzen. Es treten auf: 1743: *allermaßen*, *da*, *dahero*, *indem*, *nachdem*, *wann*, *weil*; 1767: *da*, *dahero*, *weil*, *zumal*; 1785: *da*. In den Ausgaben von 1743 und 1767 ist *daher(o)* als Haupt- und Nebensatzeinleiter noch funktional mehrdeutig. Vgl. dazu Franz Hundsnurscher: *Syntaxwandel zur Gottsched-Zeit*, in: *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen*, hg. v. Anne Betten, Tübingen 1990, S. 422–438, hier: S. 426–435.

1743	1767	1785
<i>aber, also, auch, daher(o), dann, doch, indessen, nun, so, übrigens</i> im Übrigen		
<i>demnach, inzwischen, nämlich, vielmehr</i>		
<i>allerdings, alsdann, anebst, gewiss, hinwiederum, jedoch, zugleich</i>	<i>abermals, dagegen, gleichfalls, im Gegenteil, schließlich</i>	<i>da, dennoch, folglich, unterdessen</i>

Abb. 3: Inventar der Konjunktionaladverbien

Der Rückgang der Kohäsionsmittel deutet darauf hin, dass der Briefzusammenhalt in der natürlichen Schreibart stärker durch die logische Verbindung von Aussagen hergestellt wurde als durch die explizite Kennzeichnung inhaltlicher Bezüge. Dazu passt, dass die im Theorieteil der Briefsteller von 1743 und 1767 noch sehr ausführlich dargestellten „Bindungs=Wörter“ in der Ausgabe von 1785 als „Fesseln“ des Kanzleistils bezeichnet werden: „Nachdem, sintemal und alldieweil – demnach aber und dieweil – [...] wem möchten dabei nicht die Ohren gällen!“⁴⁸

IV. Aufwertung der Selbstreferenz

Bei der Selbstreferenzialität geht es um die Frage, wie ein Referent (hier: der fiktive Briefschreiber) auf sich selbst Bezug nimmt. Aus syntaktischer Sicht gibt es im Untersuchungsmaterial drei markante Veränderungen, die darauf hindeuten, dass die Selbstreferenz in der natürlichen Schreibart deutlicher hervorgehoben und insofern kommunikativ aufgewertet wird.⁴⁹

Zum ersten ist hier der Befund zu nennen, dass das Subjektpronomen *ich* in der Ausgabe von 1785 nie ausgespart wird, in den Musterbriefen der Ausgaben von 1743 und 1767 dagegen öfter (jeweils 38 Belege):

(5) Solche hohe Affection erkenne mit ergebensten Danck [...]. (1743, S. 174)

(6) Bedauere hierbey im übrigen nichts mehr, als daß meinem lieben Herrn Pathen bey seinem Ehrentage nicht meine Aufwartung machen kann. (1767, S. 200–201)

Die „Verschweigung des Pronominis“ wurde von Adelung und anderen zeitgenössischen Grammatikern häufig und dabei meist ausgesprochen negativ als „Mode=Höflichkeit“ und als „Merkmal der Bescheidenheit“ aus der älteren

⁴⁸ Schröter [Anm. 27], S. 135, S. 139, S. 147.

⁴⁹ Zur sozialsymbolischen Funktion von Selbstbezeichnungen vgl. Klaas-Hinrich Ehlers: Selbstbezeichnungen in Briefen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ein Kommunikationsproblem aus der Sicht zeitgenössischer Briefsteller und Sprachratgeber, in: Sprache und Beziehung, hg. v. Angelika Linke, Juliane Schröter, Berlin, New York 2017, S. 311–337.

Brief- und Kanzleisprache beurteilt.⁵⁰ Man empfand entsprechende Konstruktionen als gekünstelt und maniert, als eine rein schriftsprachliche Ausdrucksweise, die mit dem Natürlichkeitsideal nicht vereinbar war.

Ähnlich ist wohl auch das zweite Phänomen einzuschätzen, das von Otto Behaghel zu den „Stellungen der Ehrerbietung“ gezählt wird.⁵¹ Es handelt sich um einen auffälligen Stellungswechsel im syntaktischen Mittelfeld, bei dem das Subjektpronomen *ich* nach der Bezeichnung des Adressaten erscheint. Anders als bei der Aussparung des Subjektpronomens wird die Späterstellung bereits bei der ersten Umarbeitung der Musterbriefe vollständig getilgt; Belege finden sich daher nur in der Ausgabe von 1743 (6 Belege):

- (7) Für wohlgemeynte Gratulation, und beygefügten Wunsch wegen annahender Osterferien, bin *Ihnen ich* sehr verbunden [...]. (1743, S. 163)
- (8) Damit nun unser aller Vergnügen sodann desto vollkommener sey: So er suche *Eur. Wohl=Ehrw. ich* hierdurch ergebenst [...]. (1743, S. 181)

Dass die Selbstreferenz in der natürlichen Schreibart gestärkt wird, zeigt sich schließlich auch im syntaktischen Vorfeld. In Tabelle 2 ist dargestellt, wie häufig das Vorfeld in Aussagesätzen durch das Subjektpronomen *ich* und die Adressatennennung (im Nominativ oder Dativ) besetzt ist:

	1743	1767	1785
<i>ich</i>	16 %	11 %	27 %
Adressat (Nom./Dat.)	17 %	13 %	9 %

Tab. 2: Vorfelddbesetzung in den Musterbriefen: Selbstreferenz vs. Adressatennennung

Die beiden Einheiten treten in den Ausgaben von 1743 und 1767 etwa gleich häufig auf, in der Ausgabe von 1785 bildet *ich* dann aber dreimal so oft die satzeröffnende und damit die besonders prominent platzierte Konstituente. Davon abgesehen besteht in allen drei Ausgaben eine starke Tendenz zur *ich*-Vermeidung im brieferöffnenden Satz (1743: 3 %; 1767: 3 %; 1785: 8 %); der Adressat erscheint dagegen besonders häufig in dieser textuell herausgehobenen Position (1743: 36 %; 1767: 24 %; 1785: 20 %). An dieser Stelle greift also wiederum der Bescheidenheitstopos, sich selbst nicht als Erstes zu nennen.⁵²

Die drei genannten Veränderungen sind zwar zunächst als eine gewollte Abgrenzung gegenüber traditionellen, als veraltet empfundenen Konventionen der brieflichen Höflichkeit zu verstehen. Im Interesse einer positiven Begriffsbestimmung von Natürlichkeit ist aber entscheidend, dass das durch die

⁵⁰ Johann Christoph Adelung: Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache [...], Bd. 2, Leipzig 1782, S. 367.

⁵¹ Otto Behaghel: Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung, Bd. 4, Heidelberg 1932, S. 258.

⁵² Der Ratschlag findet sich auch im theoretischen Teil von Schröter [Anm. 27], S. 291.

devotionale syntaktische Gestaltung entstandene Manko, nämlich die Verdunklung des Schreiberbezugs, durch die Eingriffe behoben wurde und die Selbstreferenz nun wesentlich klarer zum Ausdruck kommt.

V. Einbindung mündlichkeitsnaher Strukturen

In Anbetracht der Gellert'schen Bestimmung von Natürlichkeit als Nachahmung der gepflegten, kultivierten Umgangssprache liegt es auf der Hand, die Musterbriefe auch auf das Auftreten von Konstruktionen hin zu befragen, für die ein gesprochensprachlicher Hintergrund wahrscheinlich ist.⁵³ Die syntaktische Analyse liefert diesbezüglich einige Anhaltspunkte.

Interessant ist zunächst die Verteilung der Satzarten im Korpus (Aussage-, Frage-, Aufforderungs- und Ausrufesatz). Satzarten sind insofern stilistisch relevant, als sie im Prinzip Ausdrucksalternativen darstellen. Dies wird besonders bei rhetorischen Fragen deutlich, die man als Aussagen in Frageform interpretieren kann, z. B. „Wer ist glücklicher als ich?“ (1785, S. 191).⁵⁴ Wahlmöglichkeiten bestehen aber auch bei anderen Satzarten. In den folgenden Beispielen aus zwei Einladungsbriefen wird der zentrale performative Akt des Einladens einmal als Aussage und einmal als Aufforderung formuliert:

(9) Mein Vergnügen würde sich verdoppeln, wenn Sie mir dabei Ihre Gegenwart schenken wolten. (1785, S. 324)

(10) Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, sich dabei einzufinden. (1785, S. 324)

Eroms zufolge gelten „die meisten Formen, die anstelle von Aussagesätzen gewählt werden, als expressiv markiert“, weil sie zusätzliche „emotional[e] und situationell[e] Konnotationen“ aufweisen; sie treten häufig „in der Alltagskommunikation und in der öffentlichen Sprache“ auf.⁵⁵ Dass expressive Satztypen in der Ausgabe von 1785 fast zwanzig Prozentpunkte mehr ausmachen als in den Vorgängerversionen, kann demnach als ein Indiz dafür gewertet werden, dass Natürlichkeit (auch) als eine mündlichkeitsnahe Schreibart verstanden wurde:

	1743	1767	1785
Aussagesatz	92 %	93 %	74 %
Fragesatz	2 %	2 %	8 %
Aufforderungssatz	1 %	1 %	6 %
Ausrufesatz	5 %	4 %	12 %

Tab. 3: Verteilung der Satzarten in den Musterbriefen

⁵³ Die vorsichtige Formulierung trägt der Tatsache Rechnung, dass auf die gesprochene Sprache im 18. Jahrhundert heute nicht mehr zugegriffen werden kann. Einflüsse aus der gesprochenen Sprache werden im Folgenden mithilfe gegenwartssprachlicher Literatur erarbeitet.

⁵⁴ Vgl. Lausberg [Anm. 2], S. 379.

⁵⁵ Eroms [Anm. 16], S. 1537.

Interessant ist auch, dass Anreden innerhalb eines Briefs wie „liebste Schwester“ (1785, S. 189) oder „lieber Freund“ (1785, S. 324) 1743 gar nicht und 1767 nur zweimal vorkommen, während sich in der Ausgabe von 1785 fünfzehn Belege finden lassen, im Durchschnitt also in jedem zweiten Brief einer. Auch das Einbinden von Anreden als eine direkte und emotionale Form der Kontaktaufnahme kann als Bemühen um eine mündlichkeitsnahe Konzeption verstanden werden.⁵⁶

Des Weiteren treten in den Musterbriefen der Ausgabe von 1785 Phänomene auf, die mehr oder weniger stark von der ‚normalen‘ schriftsprachlichen Syntax abweichen und deren Besonderheiten als charakteristisch für (heutige) gesprochene Sprache gelten. Sie lassen sich zwar in keiner nennenswerten Frequenz nachweisen, prägen durch ihr sporadisches Auftreten aber doch das stilistische Gesamtbild der Briefe. Zu nennen sind hier satzwertige Einheiten ohne finites Verb (Bsp. 11, 12), durch einen Langstrich gekennzeichnete Satzabbrüche (Bsp. 13, 14) sowie Einschübe mit metakommunikativer Funktion (Bsp. 15).⁵⁷

(11) Gottes Seegen mit Dir und Deiner lieben Gattinn! (1785, S. 188)

(12) Und nun, nur noch eine Bitte. (1785, S. 246)

(13) Da seid ihr spröde, unerbittlich, laßt alles um Euch herum schmachten, und endlich – aber ich will Dir keine längere Gardinenpredigt halten. (1785, S. 189)

(14) Und Du, laße Dirs ja nicht beigehen, aus einem höhern Tone zu sprechen, denn sonst – (1785, S. 194)

(15) [...] so versichere ich Sie hiermit, *wie bereits gesagt*, feierlich von dem gänzlichen Ungrund derselben [...]. (1785, S. 506)

Für eine mündlichkeitsnahe Gestaltungsweise spricht auch der Gebrauch von Interjektionen und Gesprächspartikeln, die für dialogische Kommunikation kennzeichnend sind und die regulär am linken Satzrand erscheinen:⁵⁸

(16) *Ach* ich bin auch Vater [...]. (1785, S. 228)

(17) *Gott!* so früh schon, mußte Ihr verehrungswürdiger Herr Gemahl Ihnen entrissen werden! (1785, S. 229)

(18) *Ja* von allem diesen schreibe ich Dir kein Wort [...]. (1785, S. 213)

(19) *Nein*, Freund, Ihr Schmerz ist auch der meinige. (1785, S. 244)

Auch am rechten Satzrand begegnen Strukturen, die man besonders aus der Mündlichkeit kennt. So steht die Subjektphrase in Beispiel 20 nach dem klammerschließenden Element; im Vorfeld steht der zugehörige pronominale

⁵⁶ Vgl. Johannes Schwitalla: *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*, 4. Aufl., Berlin 2012, S. 145–146, S. 154.

⁵⁷ Zu den genannten Konstruktionen vgl. ebd., S. 101–110, S. 118, S. 124–125.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 156–160.

Ausdruck. Durch solche „Herausstellungen“ können sich auffällige Hervorhebungseffekte ergeben.⁵⁹

(20) *Sie sind erhört diese Gebete [...].* (1785, S. 199)

Die genannten Beispiele verleihen den Musterbriefen von 1785 insgesamt einen lockereren Zug, der aber nicht mit mündlicher Rede gleichgesetzt werden darf. Der Briefsteller nutzt zwar Konstruktionen, die für (heutige) gesprochene Sprache typisch sind, setzt sie aber wohldosiert (also in geringer Frequenz) und wohlkalkuliert in den Brieftext ein. Oft werden sie für emotionalere Passagen gebraucht und in kurzer Abfolge hintereinander präsentiert. Der Briefsteller will also – im Sinne von Gellerts Definition – nur den Anschein von Mündlichkeit erwecken, es handelt sich um eine Art ‚stilisierte Mündlichkeit‘.⁶⁰

VI. Formen der Mehrgliedrigkeit im Wandel

Bei der syntaktischen (Um-)Gestaltung der Musterbriefe ist auch der gezielte Einsatz von Stilfiguren zu bedenken. Einschlägig sind dabei besonders die durch Hinzufügung gebildeten Figuren, etwa lexikalische Paarformen, Aufzählungen und Wiederholungen.⁶¹ Ein Problem bei der historischen Textanalyse ist jedoch, dass wir aus gegenwartssprachlicher Sicht häufig nicht zweifelsfrei beurteilen können, ob sich durch eine Hinzufügung ein auffälliger Stileffekt beziehungsweise eine Ausdruckssteigerung ergibt und ob es mithin gerechtfertigt ist, eine Satzfigur anzunehmen. Zwar kann die Kombination mit anderen Stilmitteln diesbezüglich wichtige Hinweise liefern, für die Mehrheit der Fälle bleibt die Einordnung aber unsicher. Um diesem Problem methodisch zu begegnen, werden durch Koordination entstandene Einheiten im Folgenden zusammenfassend behandelt und neutraler als Formen der Mehrgliedrigkeit bezeichnet.

Formen der Mehrgliedrigkeit begegnen auf Phrasen- und auf Satzebene; die koordinierten Glieder können mit Konjunktion (syndetisch) und ohne Konjunktion (asyndetisch) verbunden sein. Betrachtet man zunächst nur die syndetische Koordination von Phrasen (Attributen und Satzgliedern), zeigt sich ein deutlicher Rückgang im Untersuchungskorpus: Auf 1.000 Wörter gesehen kommen in den Ausgaben von 1743 und 1767 ca. 13 bis 14 solcher Kombinationen vor,

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 114–115.

⁶⁰ Zur Abgrenzung von Realismus und Stilisierung der mündlichen Rede in literarischen Texten des 18. Jahrhunderts vgl. Anne Betten: *Sprachrealismus im deutschen Drama der siebziger Jahre*, Heidelberg 1985, S. 147–158 und S. 216–217.

⁶¹ Allgemein zu den Figuren der Hinzufügung vgl. Eroms [Anm. 21], S. 195–198; Lausberg [Anm. 2], S. 310–345. Zum Begriff der lexikalischen Paarform vgl. Peter Bichsel: *Hug Schapler – Überlieferung und Stilwandel. Ein Beitrag zum frühneuhochdeutschen Prosaroman und zur lexikalischen Paarform*, Bern u. a. 1999, S. 187.

in der Ausgabe von 1785 sind es nur acht.⁶² Der Unterschied zwischen den Ausgaben ist tatsächlich rein quantitativer Natur; die Art der Verbindungen ändert sich kaum: Überwiegend handelt es sich um zwei mit *und* verbundene Substantive, die in einem (quasi-)synonymen Bedeutungsverhältnis stehen oder zumindest aus einem übereinstimmenden (engen oder weiten) Bedeutungsbe-
 reich stammen, z. B. „Freude und Wonne“ (1743, S. 168), „Heulen und Weinen“ (1767, S. 192), „Ehrfurcht und Hochachtung“ (1785, S. 193). Gelegentlich begegnen auch adjektivische und verbale Verbindungen, z. B. „willig und bereit“ (1743, S. 183), „feuriger und inniger“ (1785, S. 207); „wachsen und zunehmen“ (1767, S. 182), „liebt und verehrt“ (1785, S. 193). Andere Wortarten (etwa Adverbien) sind selten, z. B. „einzig und allein“ (1767, S. 181). Selten ist auch, dass die Bestandteile Antonyme bilden, z. B. „Leben und Tod“ (1743, S. 179), „Glück und Unglück“ (1767, S. 193), „gesprochen oder gethan“ (1785, S. 500). Für die Kombinationen von Fremdwort und deutschem Wort gibt es nur einen Beleg: „Hauß und Mobilien“ (1743, S. 171). Der ausdruckssteigernde Charakter solcher Fügungen ist immer dort greifbar, wo die Bestandteile im Anlaut übereinstimmen, also Alliterationen bilden (z. B. „sanfft und seliges“, 1743, S. 179; „gesund und gesegnet“, 1743, S. 165), eine – zumindest aus heutiger Sicht – gewisse Festigkeit und Idiomatizität aufweisen (z. B. „Staub und Asche“, 1767, S. 179; „Ja und Amen“, 1767, S. 186), oder – bei dreigliedrigen Kombinationen – eine stufenartige Steigerung darstellen (z. B. „Brod, Bier und eine Ganß“, 1743, S. 183; „Mühseligkeit, Schmerz und Jammer“, 1767, S. 193).

Wichtig zu betonen ist, dass Formen der Mehrgliedrigkeit in der Ausgabe von 1785 nicht grundsätzlich zurückgehen; vielmehr tritt hier ein vergleichsweise starker Gebrauch konjunktionsloser Verknüpfungen auf.⁶³ Solche asyndetischen Reihungen stehen meist im Zusammenhang mit einer Wortwiederholung, z. B. „Mein Herz ist so voll, so voll“ (1785, S. 211), einer Alliteration, z. B. „den Rechtschafnen, den Redlichen“ (1785, S. 244), oder mit einer Klimax, z. B. „Sie sind mir Lehrer, Vater, Freund“ (1785, S. 198). Entsprechende Fälle begegnen hier auch auf der Satzebene: „Alles was ich bin, alles was ich habe“ (1785, S. 210), „Ich müßte ganz fühllos, müßte Ihrer Güte nicht würdig seyn“ (1785, S. 505), „Er war der Liebbling des Fürsten – war die Hofnung seines Vaterlandes, war Ihr Sohn“ (1785, S. 228).

Durch die Verbindung des Asyndetons mit anderen Stilfiguren entstehen besonders expressive Ausdrucksformen, die offenbar als der natürlichen Schreibart angemessen beurteilt wurden. Vermutlich sind diese Fälle – wie oben – im Kontext einer ‚stilisierten Mündlichkeit‘ zu sehen. Dazu würde jedenfalls passen, dass Behagel die „Lebendigkeit der Rede“ als Funktion solcher Fügungen

⁶² Ausgeschlossen wurden Verbindungen unterschiedlicher Personen- oder Ortsbezeichnungen, bei denen keine Formulierungsalternativen bestehen.

⁶³ Anteil der asyndetischen Verknüpfungen an sämtlichen koordinierten Phrasen: 1743: 4 %; 1767: 0 %; 1785: 28 %.

betrachtet und mündliche wie literarische Belege als Stütze liefert.⁶⁴ Demgegenüber gelten Paarformen, die den Kernbestand der oben angesprochenen syndetischen Verknüpfungen ausmachen, als ein Charakteristikum der frühneuhochdeutschen Kanzlei- und Verwaltungssprache sowie der Übersetzungsprosa.⁶⁵ Es erscheint daher plausibel, dass solche Kopplungsstrukturen – ähnlich wie der Periodenbau, die Häufung von Konnektoren und die verschiedenen Höflichkeitssignale – von den Zeitgenossen als Merkmale der ‚älteren‘ Syntax, also als konservative Stilelemente, wahrgenommen wurden und man ihnen daher mit Zurückhaltung begegnete. Dies würde den gemäßigten Gebrauch in der neu bearbeiteten Ausgabe von 1785 erklären.

VII. Zusammenfassung

Die Untersuchung hat gezeigt, dass das Natürlichkeitsprinzip, so wie es sich in den Musterbriefen des Schröter'schen Briefstellers darstellt, zwei Dimensionen hat, die gewissermaßen in dieselbe Richtung verweisen: Zum einen bedeutet natürliches Schreiben, Charakteristika des traditionellen, an der Kanzleisprache orientierten Briefstils dezidiert zu vermeiden. Dies betrifft vor allem die hohe Komplexität der Ganzsätze, die intensive Kennzeichnung des textlichen Zusammenhangs durch mehrgliedrige Konnektoren, den häufigen Einsatz von Paarformen und das Vermeiden der Selbstreferenz. Besonders mit der *ich*-Vermeidung wurde in den frühen Briefen eine Bescheidenheit konstruiert, die auf eine Hierarchisierung des Verhältnisses zwischen den Briefpartnern abzielte. Mit der Abkehr vom ‚Alten‘ geht somit nicht nur ein Stilwandel, sondern auch ein Wandel des Höflichkeitsverständnisses einher.

Zum anderen bildet die natürliche Schreibart aber auch eigene Spezifika aus. Dies zeigt sich vor allem in der (moderaten) Aufnahme von Konstruktionen, die man besonders aus der (heutigen) gesprochenen Sprache kennt. Dazu zählen etwa expressive Satztypen, Herausstellungsstrukturen und asyndetische Wiederholungen. In der Kombination, dass einerseits stark auf die Bedingungen der Schriftlichkeit zugeschnittene Strukturen zurückgenommen und andererseits an der Mündlichkeit orientierte Strukturen vermehrt in den Briefen eingesetzt wurden, offenbart sich ein entscheidender Einschnitt in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen: Die in der frühen Neuzeit angestoßene Entwicklung zur Dissoziierung von gesprochener und geschriebener Sprache wird

⁶⁴ Vgl. Otto Behagel: Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung, Bd. 3, Heidelberg 1928, S. 502.

⁶⁵ Vgl. Dieter Wolf: Lexikologie und Lexikographie des Frühneuhochdeutschen, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, 2. Aufl., hg. v. Werner Besch u. a., Berlin, New York 2000, S. 1554–1584, hier: S. 1567.

durch das Natürlichkeitsideal abgebremst; geschriebene und gesprochene Sprache nähern sich (wieder) einander an.⁶⁶

Interessanterweise war die Annäherung von geschriebener und gesprochener Sprache bereits die Triebfeder der ersten Musterbriefbearbeitung (von 1743 zu 1745/1767). Viele Veränderungen, die in den Musterbriefen von 1785 durchschlagen, waren schon in der Vorgängerausgabe angelegt (z. B. der Rückgang der Satzkomplexität). Da der präskriptive Druck zur Zeit der ersten Umarbeitung noch relativ gering gewesen sein dürfte, stellt sich allgemein die Frage nach den Ursachen des Stilwandels. Mit der starken Fokussierung auf die Leistungen einzelner Schriftsteller wie Gellert und Sprachautoritäten wie Gottsched und Adelung dominiert in der Forschung eine Perspektive, die die Initiierung eines Wandels ‚von oben‘ nahelegt. Aus Sicht der vorliegenden Untersuchung erscheint es jedoch eher so, als würde in den sprachreflexiven Werken ein Trend konstatiert (und damit natürlich auch verstärkt), der in der Praxis längst im Gange war. Um solche Überlegungen zu vertiefen, wäre es wichtig, die Stilgeschichtsforschung künftig noch stärker empirisch auszurichten.

⁶⁶ Zur Dissoziierung im Zuge der Vertikalisierung vgl. Oskar Reichmann: Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen?, in: Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht, hg. v. Raphael Berthele u. a., Berlin, New York 2003, S. 29–56, hier: S. 42–46. Vgl. ferner Anja Voeste: A Mensa et Thoro. On the Tense Relationship Between Literacy and the Spoken Word in Early Modern Times, in: Current Trends in Historical Sociolinguistics, hg. v. Cinzia Rossi, Berlin, New York 2016, S. 237–261.